



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jacobsen, I. P.: Niels Lyhne : Roman : aus dem Dänischen übersetzt von  
Mathilde Mann : (Fortsetzung) : elftes Kapitel.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)

### Elftes Kapitel.



rei Jahre sind verstrichen, Erik und Jennimore sind zwei Jahre verheiratet und wohnen in einem kleinen Landhause am Mariagerfjord. Niels hat Jennimore seit jenem Sommer in Fjordby nicht gesehen. Er wohnt in Kopenhagen und hat viel Verkehr, doch steht er zu niemand in freundschaftlichen Beziehungen, ausgenommen zu Doktor Hjerrild, der sich alt nennt, weil sich bereits weiße Silberfäden zwischen seinem dunkeln Haar zeigen.

Die unerwartete Verlobung Eriks war ein harter Schlag für Niels gewesen, er ist infolge dessen ein wenig stumpf geworden, auch ein wenig bitterer und nicht mehr so vertrauensvoll, er hat auch Hjerrilds Mißmut gegenüber nicht mehr so viel Begeisterung. Er setzt seine Studien unverdrossen fort, doch sind sie planloser geworden, und der Gedanke, fertig zu werden, um vortreten und zugreifen zu können, fristet nur noch ein schwaches, flackerndes Leben. Er lebt viel mit andern, aber er lebt eigentlich nicht mit ihnen; sie interessieren ihn wohl, aber es ist ihm völlig gleichgiltig, ob sie irgend welches Interesse für ihn haben oder nicht, und das eine fühlt er: die Kraft in ihm, die ihn dazu hätte anspornen können, sein Teil in der Welt zu leisten, im Verein mit andern oder im Kampf mit andern, diese Kraft wird schwächer und schwächer. Er kann ja warten, sagt er sich, und sollte er selbst so lange warten, bis es zu spät geworden ist. Wer glaubt, der hat keine Eile, das ist sein Trost. Denn er besitzt Glauben genug, das fühlt er, wenn er nur auf den Grund seines Herzens geht, Glauben genug, um Berge zu versetzen; er kann sich nur nicht überwinden, die Schulter dagegen zu stemmen. Hin und wieder erfaßt ihn wohl ein Drang,

zu schaffen, eine Sehnsucht, wenigstens einen Teil seines Ichs durch die Arbeit befreit zu sehen, und ganze Tage lang kann sich sein Wesen gehoben fühlen durch frohe, titaniſche Anſtrengungen, den Thron zuſammenzufahren, aus dem er ſeinen Adam bilden will; aber es gelingt ihm nie, ihn nach ſeinem Bilde zu ſchaffen; er hat nicht Ausdauer genug, um die Selbſtkonzentrirung, die hierzu erforderlich iſt, aufrecht zu erhalten. Er trägt ſich wochenlang mit dem Gedanken umher, die Arbeit aufzugeben, und ſchließlich giebt er ſie wirklich auf und fragt ſich gereizt, weſhalb er ſie denn auch fortſetzen ſolle, was er denn im Grunde dabei gewinnen könnte? Er hat das Glück der Empfängnis geſeſſen, die Beſchwerden des Großziehens ſtehen ihm noch bevor, dies Hegen und Nähren, dies bis zur Vollendung in ſich Herumtragen. Und wozu? für wen? Er iſt kein Pelikan, ſagt er ſich ſelber. Aber er mag nun ſagen, was er will, er iſt doch unbefriedigt und fühlt, daß er ſich nicht den Forderungen gegenüber, die er an ſich ſelber ſtellen muß, verantworten kann, und es hilft ihm nichts, daß er mit dieſen Forderungen ins Gericht geht und ſich bemüht, die Berechtigung der Ansprüche an ihn in Zweifel zu ziehen. Er ſieht ſich vor eine Wahl geſtellt, und er muß wählen; denn das iſt ja nun einmal ſo, daß, wenn die erſte Jugend vorüber iſt, früher oder ſpäter, je nachdem der Naturboden in einem Menſchen ein früher oder ein ſpäter iſt, daß dann ein Tag hereinbricht, wo der Verzicht wie ein Verſucher an uns herantritt und uns dazu verleiten will, dem Unmöglichen Lebewohl zu ſagen und uns zu begnügen. Und ſolche Reſignation hat ſo viel für ſich; denn wie oft ſind nicht die idealen Forderungen der Jugend zurückgewieſen, ihre Begeiſterung beſchämt und ihre Hoffnung vernichtet worden! Die Ideale, die lichten, lieblichen, haben zwar noch nichts von ihrem Glanz eingebüßt, aber ſie weilen nicht mehr auf der Erde mitten unter uns wie in den erſten Tagen unſrer Jugend; auf der breit angelegten Treppe der Weltklugheit ſind ſie Stufe um Stufe zurückgeführt worden in den Himmel, aus welchem unſer einfältiger Glaube ſie heruntergeholt hatte, und dort ſitzen ſie, ſtrahlend aber fern, lächelnd aber müde in göttlicher Unthätigkeit, während der Weihrauch einer thatenloſen Anbetung in feſtlichen Windungen zu ihrem Throne aufwirbelt.

Niels Lyhne war müde; dieſe eifrigen Anläufe zu einem Sprunge, der niemals ausgeführt wurde, hatten ihn ermattet. Alles war ihm hohl und wertlos geworden, verdreht und verwirrt und auch ſo kleinlich; es ſchien ihm ſo natürlich, ſeine Ohren und ſeinen Mund zu verſtopfen und ſich in Studien zu verſenken, die nichts mit dem Staube der Erde zu ſchaffen hatten, die abgeſondert für ſich ſelber waren, gleich einer ſtillen Meerestiefe mit friedlichen Tangwäldern und merkwürdigem Getier.

Er war müde, und um die vernichteten Liebeshoffnungen ſchlangen ſich die Wurzeln dieſer Müdigkeit; von dort aus hatte ſie ſich ſchnell und ſicher ſeinem ganzen Weſen mitgeteilt, hatte ſie alle Fähigkeiten, alle ſeine Gedanken ergriffen.

Jetzt war er kalt und leidenschaftslos genug, aber in jener ersten Zeit, als ihn der Schlag getroffen hatte, war seine Liebe von Tag zu Tag mit der unhemmbaren Macht eines schleichenden Fiebers gewachsen, und es hatte Stunden gegeben, in denen seine Seele, von wahnsinniger Leidenschaft getrieben, in unsäglichem Sehnen und schäumendem Verlangen zu einer Woge angeschwollen war, höher und höher steigend, sodaß jede Faser seines Hirns, jede Saite seines Herzens bis zur äußersten Grenze angespannt war. Und dann war die Müdigkeit über ihn gekommen, abstumpfend und heilend, sie hatte seine Nerven taub gemacht gegen den Schmerz, sein Blut zu kalt für Begeisterung und seinen Puls zu schwach zum Handeln. Und mehr als das, sie hatte ihn vor einem Rückfalle geschützt, indem sie ihn mit der ganzen Vorsicht und dem Egoismus eines Rekonvaleszenten ausstattete. Und wenn er jetzt an die Tage in Fjordby zurückdenkt, so geschieht es mit demselben Gefühle der Sicherheit, welches derjenige, der eben eine schwere Krankheit überstanden hat, bei dem Gedanken empfindet, daß jetzt, nachdem er seine Leiden ausgelitten, nachdem sich das Fieber in seinem Körper selbst zu Asche verzehrt hat, daß er jetzt auf lange, lange Zeit frei sein wird.

Da geschah es denn, als Erik und Jennimore, wie schon gesagt, ungefähr zwei Jahre verheiratet waren, daß er eines Sommertags einen halb kläglichen, halb prahlenden Brief von Erik erhielt, worin dieser sich selbst anklagte, seine Zeit vergeudet zu haben; woran es eigentlich liege, wisse er nicht, aber er habe gar keine Ideen mehr. Sein Umgang bestehe aus frischen, muntern Leuten, die weder prüde noch schwerfällig, aber was die Kunst betreffe, die gräßlichsten Dromedare seien. Da sei auch nicht ein Mensch, mit dem er sich einmal gründlich aussprechen könne, und es habe ihn ein lähmender Zustand von Trägheit und Unaufgelegttheit überfallen, von dem er sich nicht mehr befreien könne, denn nie sehe er eine Idee oder eine Stimmung so wie früher, er sei wirklich oft besorgt, daß seine Fähigkeiten versiegt seien, daß er niemals wieder etwas leisten würde. Aber das könne doch unmöglich so weiter gehen, es müsse doch wieder kommen, er sei zu reich gewesen, als daß es so enden könne; und dann wolle er ihnen zeigen, was Kunst sei, jenen andern, die ununterbrochen weiter malen, als sei das etwas, was sie auswendig gelernt hätten. Vorläufig habe er jedoch das Gefühl, als liege ein Bann über ihm, und es würde ein großer Freundschaftsdienst von Niels sein, wenn er nach Mariagerfjord kommen wollte; er sollte es so gut haben, wie es die Verhältnisse gestatteten, und er könne ja den Sommer ebenso gut dort verbringen wie anderswo. Jennimore lasse grüßen und freue sich sehr auf seinen Besuch.

Dieser Brief sah Erik gar nicht ähnlich, es mußte wirklich etwas Ernsthaftes vorliegen, da er so klagen konnte. Das sah Niels sofort ein, und er wußte auch nur zu gut, wie schwach im Grunde die Quelle von Eriks Produktion war, ein spärlicher Bach, den ungünstige Verhältnisse leicht austrocknen

konnten. Er wollte sofort abreisen, was auch zwischen ihnen liegen mochte, Erik sollte einen treuen Freund in ihm finden, und hatten auch die Jahre das Band gelockert, waren auch die Illusionen im Laufe der Zeit verblaßt, jene Freundschaft aus der Kinderzeit wollte er doch zu wahren wissen. Er hatte Erik früher gestützt, er wollte ihm auch jetzt eine Stütze sein. Ein leidenschaftliches Freundschaftsgefühl überkam ihn. Er wollte der Zukunft entsagen, dem Ruhme, den ehrgeizigen Träumen, um Eriks willen. Alles, was er an glimmender Begeisterung, an gährender Schaffenskraft besaß, wollte er Erik einflößen, er wollte völlig in Erik aufgehen; sein eignes Ich, seine Ideen, das war alles bereit, nichts wollte er für sich zurückbehalten, und er träumte sich den groß, der so unsanft in sein Leben eingegriffen hatte; er selber kam sich ausgelöscht vor, übersehen, arm, ohne geistiges Eigentum, und er träumte weiter, wie das, was Erik erhalten hatte, allmählich nichts Geliebtenes mehr war, sondern wirklich sein Eigen und zwar durch den Stempel, den er ihm aufdrückte, indem er es zu Thaten und Werken prägte, Erik hoch und geehrt, und er selber nur einer der vielen, vielen Durchschnittsmenschen; schließlich zur Armut gezwungen, nicht freiwillig, ein wirklicher Bettler, kein Prinz in Lumpen, und es war so süß, sich so bitter, elend und gering zu träumen.

Aber Träume sind Träume, und er lachte über sich selber und dachte daran, daß Leute, die ihre eignen Angelegenheiten versäumen, stets imstande sind, ein unerschöpfliches Interesse für die Arbeit anderer zu verwenden, und er dachte auch daran, daß Erik, wenn sie einander gegenüberstünden, natürlich seinen Brief verleugnen, das Ganze als einen Scherz hinstellen und es ungeheuer komisch finden würde, wenn er wirklich zu ihm käme und sich bereit erklärte, ihm wieder zu seinem Talent zu verhelfen. Aber trotzdem reiste er; im Innersten seiner Seele glaubte er doch, daß er Nutzen stiften könne, und wie er sich auch bemühte, es wegzuerklären und in Zweifel zu ziehen, er konnte sich doch nicht von dem Gefühle frei machen, daß es wirklich die alte Knabenfreundschaft sei, die in ihrer ganzen Wärme und Natürlichkeit wieder erwacht war, den Jahren und ihrem Einflusse zum Trotz.

Das Landhaus am Mariagerfjord gehörte einem ältern Ehepaare, das durch Gesundheitsrückfichten gezwungen war, seinen Wohnsitz auf unbestimmte Zeit im Süden zu nehmen. Es war ursprünglich nicht ihre Absicht gewesen, das Haus zu vermieten, denn damals, als sie reisten, glaubten sie, daß sie nur ein halbes Jahr lang bleiben würden, und sie hatten deswegen alles stehen lassen. Als nun Erik das Haus vollständig möblirt mietete, war dies in so buchstäblichem Sinne der Fall, daß er es samt Nippfiguren, Familienporträts und allem bekam, sogar eine Bodenkammer mit altem Kumpelzeug war da, und in den Schiebläden der Schreibtische fand sich eine Menge alter Briefe vor.

Erik hatte das Landhaus entdeckt, als er nach seiner Verlobung Fjordby verlassen hatte, und da sich hier alles beisammen fand, was sie brauchten, und

mehr als das, und da er die Absicht hatte, sich nach Verlauf einiger Jahre in Rom niederzulassen, so hatte er es von dem Konsul zu erreichen gewußt, daß dieser keine Aussteuer für Fennimore anschaffte. Das junge Paar war in Marianenlund eingezogen, wie man in ein Hotel einzieht, nur mit dem Unterschiede, daß sie einige Koffer mehr bei sich hatten, als gewöhnliche Reisende zu haben pflegen.

Die Fassade lag nach der See hinaus, keine zehn Ellen vom Wasser entfernt. Das Gebäude hatte ein ganz gewöhnliches Aussehen, oben einen Balkon und unten eine Veranda, dahinter lag ein erst vor kurzem angelegter Garten, dessen Bäume nicht viel dicker waren als Spazierstöcke, dafür hatte man aber von dort aus einen herrlichen Blick auf einen prächtigen Buchenwald mit weiten Haideflächen und tiefliegenden Klüften zwischen grünbewachsenen Höhen.

So war Fennimores neues Heim, und eine Weile war es so licht, wie das Glück es nur machen konnte, denn sie waren ja jung und verliebt, frisch und gesund, ohne jegliche Sorgen in geistiger wie in leiblicher Beziehung.

Aber jedes Glücksschloß, das sich erhebt, hat in dem Grunde, auf dem es ruht, Sand, und der Sand sammelt sich und rinnt unter den Mauern fort, langsam vielleicht, unmerklich, aber er rinnt und rinnt, Korn auf Korn. Und die Liebe? Auch sie ist kein Fels, wie gern wir es auch glauben möchten.

Sie liebte ihn von ganzer Seele, mit der Hefigkeit der Angst, mit zitternder Blut; er war ihr mehr als ein Gott, weit mehr; ein Abgott, den sie anbetete ohne Rückhalt und über alle Maßen.

Seine Liebe war stark wie die ihre, aber sie ermangelte der feinen, männlichen Bärtlichkeit, welche die Geliebte vor sich selbst behütet und über ihrer Würde wacht. Wohl mahnte es ihn wie eine dunkle Pflicht, wohl rief es ihn mit leiser Stimme, aber er wollte nicht hören, denn sie war so bezaubernd in ihrer blinden Liebe, und ihre Schönheit, die der unbewachten Üppigkeit und dem demütigen Liebreiz einer Sklavin gleich, reizte und entflammte ihn zu einer Leidenschaft ohne Grenzen und ohne Gnade.

Steht nicht irgendwo in dem alten Mythos von Amor geschrieben, daß er seine Hand auf Psyche's Augen legt, ehe sie im süßen Liebestaumel durch die glühende Nacht dahin fliegen?

Arme Fennimore! Wenn das Feuer ihres eignen Herzens sie hätte verzehren können, so würde der, welcher sie hätte schirmen sollen, in die Flammen geblasen haben, denn er gleich jenem trunkenen Herrscher, der mit der Brandfackel in der Hand bei dem Anblicke seiner brennenden Königsstadt jubelte, denn der Schein der flackernden Gluthen steigerte seinen Rausch, bis ihn die Asche ernüchterte.

Arme Fennimore! Sie wußte nicht, daß die brausende Hymne des Glückes so oft gesungen werden kann, daß schließlich weder Worte noch Melodie zurückbleiben, sondern nur ein Schwulst von Trivialität; sie wußte nicht, daß der

Kausch, der heute himmelhoch steigt, seine Kraft den Flügeln des kommenden Tages entlehnt; und als endlich die Nüchternheit bleischwer zu dämmern begann, da begann sie mit Bittern einzusehen, daß sie sich in ihrer Liebe zu einer süßen Verachtung vor sich selber wie vor einander erniedrigt hatten, zu einer süßen Verachtung, deren Süßigkeit sich aber von Tag zu Tag verringerte, bis sie schließlich einen bitteren Beigeschmack erhielt. Da entfernten sie sich von einander, so weit es nur möglich war, er, um von einem treulos verlassenen Ideal voll höhrender Hoheit und kühlen Liebreizes zu träumen, sie, um in verzweifelungsvollem Sehnen nach der blassen, stillen, jetzt so unendlich fernen Küste ihrer Mädchentage hinüberzustarren. Von Tag zu Tage ward es unerträglich für sie, die Scham brannte wild in ihren Adern, und ein erstickender Abscheu vor sich selber machte alles für sie hoffnungslos, machte sie tief unglücklich.

Es befand sich im Hause eine kleine, entlegene Kammer, in der nichts stand als die Koffer, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Dort saß sie oft, Stunde auf Stunde, bis die Sonne draußen über der weiten Welt herabsank und die Kammer mit röthlichem Licht erfüllte; dort marterte sie sich selber mit Gedanken, die spiziger waren als Dornen, schlug sich selber mit Worten, die schärfer waren als Geißeln, bis sie, von Schmerz und Qual verwirrt, einen betäubenden Trost darin suchte, sich wie einen wertlosen Gegenstand an den Boden zu werfen, sich selber zu widerlich, um der Sitz einer Seele zu sein. Die Buhlerin ihres eignen Mannes! Der Gedanke verließ sie nie, mit diesem Gedanken warf sie ihr eignes Selbst verächtlich in den Staub unter ihre Füße, mit diesem Gedanken schloß sie jede Hoffnung an eine Wiederherstellung ihrer Ehre aus, mit ihm steinigte sie jede Erinnerung an ein früheres Glück.

Allmählich überkam sie eine starre Gleichgiltigkeit, sie hörte auf, zu verzweifeln, wie sie aufgehört hatte, zu hoffen, ihr Himmel war zusammengestürzt, und sie fühlte kein Bedürfnis, ihn wieder zusammenzuträumen, sie machte keine Ansprüche mehr auf Seligkeit, sie war nicht mehr zu gut für die Erde, wie auch die Erde nicht mehr zu gut für sie war, sie waren einander wert. Sie warf keinen Haß auf Erik, zog sich auch nicht voller Abscheu von ihm zurück, im Gegenteil, sie nahm seine Küsse ruhig hin, denn sie empfand viel zu viel Verachtung vor sich selber, um sich ihnen entziehen zu können, sie war ja nun einmal sein Weib, das Weib eines Mannes!

Auch für Erik war das Erwachen bitter, obgleich er es sich mit dem prosaisch klaren Blick eines Mannes gesagt hatte, daß es notwendigerweise einmal so kommen würde. Als es aber kam, als die Liebe nicht mehr ein Ersatz für alle Mängel war, als der goldenschimmernde Schleier, in welchem sie zu ihm herab auf die Erde gestiegen war, davongeweht war, da empfand er es als ein Erschlaffen aller Lebensgeister, ein Sinken aller seiner Fähigkeiten, das ihn besorgt machte und ihn mit Reue erfüllte, sodaß er sich mit fieberhaftem Eifer

wieder seiner Kunst zuwandte, um sich zu vergewissern, daß er nicht noch etwas andres eingebüßt habe als das Liebesglück. Aber er erhielt nicht die Antwort, auf die er gehofft hatte, er ließ sich auf ein paar unglückliche Ideen ein, mit denen er nicht vorwärts kam und die aufzugeben er sich auch wieder nicht entschließen konnte. Obwohl er nichts Rechtes daraus zu machen wußte, beschäftigten sie ihn doch fortwährend und hinderten andre Ideen daran, aufzukommen und ihn an sich zu ziehen; er wurde mutlos und verstimmt und verfiel in einen grübelnden Müßiggang, weil die Arbeit ihm so ermüdend widerspenstig war, und weil er dachte, daß er nur zu warten brauche, dann würde wohl der Geist wieder über ihn kommen. Aber die Zeit verging, sein Talent blieb nach wie vor unfruchtbar, und hier an der stillen Meeresbucht fand sich kein Umgang, der befruchtend auf ihn hätte einwirken können; auch waren hier keine Kunstgenossen, deren Siege ihn zur Macheiferung oder zum schöpferischen Widerspruch hätten anspornen können. Diese Unthätigkeit wurde ihm unerträglich, er sehnte sich glühend darnach, sich selber zu fühlen, gleichviel wie oder wodurch, und da sich ihm nichts andres darbot, fing er an, sich einem Kreise jüngerer und älterer Landleute anzuschließen, die sich unter Anführung eines sechzigjährigen Jagdjunkers die Öde und Einförmigkeit des Landlebens durch solche Ausschweifungen zu versüßen suchten, auf die ihre nicht allzu reiche Phantasie verfiel. Der Kern ihrer Zerstreungen bestand im Trinken und Kartenspielen, und es war ziemlich gleich, ob die Schale, welche diese Vergnügungen umgab, eine Jagdpartie oder eine Marktreise genannt wurde. Auch machte es keinen weitem Unterschied, daß man die Szene hin und wieder nach einer der zunächstgelegnen Provinzialstädte verlegte und dort im Laufe eines Nachmittags wirkliche oder eingebildete Geschäfte mit den Kaufleuten erlebte. Der Schluß dieser Geschäfte fand stets am Abend im Wirtshause statt, dessen Inhaber mit bewundernswürdigem Takt alle Leute von der richtigen Farbe ihrem Klub zuführte. Waren reisende Schauspieler im Städtchen, so ließ man die Kaufleute links liegen, denn die Schauspieler waren weit umgänglicher, der Flasche gegenüber nicht so zurückhaltend, und sie hatten im allgemeinen nichts dagegen, sich der leider selten mit durchschlagendem Erfolg ausgeführten Wunderkur des sich Müchterntrinkens zu unterziehen, nämlich in Genever, nachdem man sich in Champagner betrunken hatte.

Der Hauptstamm des Kreises bestand aus Gutsbesitzern und Landleuten jeglichen Alters, aber es gehörte auch noch ein Branntweinbrenner dazu, ein massiver junger Laffe, sowie ein weißhälfiger Hauslehrer, der in den letzten zwanzig Jahren kein Hauslehrer mehr gewesen war, sondern sich besuchsweise auf den verschiedenen Gütern herumgetrieben hatte, mit einer Reisetasche aus Seehundsfell und einer grauen Kracke, von der man allgemein im Scherz behauptete, daß er sie einem Pferdeschlächter gestohlen habe. Er war ein stiller Säufer, ein großer Virtuose auf der Flöte, und es ging die dunkle Sage, daß

er Arabisch verstehe. Zu der Gesellschaft, die der Jagdjunker seinen Stab nannte, gehörte ferner ein Prokurator, der immer neue Geschichten erzählte, sowie ein Doktor, der nur eine einzige Geschichte wußte und zwar von Anno Sechs, von der Belagerung Lübeck's.

Dieser Kreis erstreckte sich sehr weit, und es kam fast niemals vor, daß sie alle versammelt waren; vernachlässigte aber einer die Gesellschaft allzu lange und wußte man, daß er zu Hause war, so ließ der Jagdjunker einen Aufruf an seine Getreuen ergehen, und man machte sich in pleno auf, um die Ochsen des Abtrünnigen zu besehen. Das bedeutete, daß man sich zwei bis drei Tage auf dem Hofe des Unglücklichen einquartierte und dort, soweit es möglich war, alles auf den Kopf stellte durch Spiel und Gelage und andre ländliche Scherze, zu denen die Jahreszeit gerade einlud. Während eines solchen Strafbesuches geschah es einmal, daß die Gesellschaft so gründlich einschneite, daß dem Wirt schließlich der Kaffee, der Rum und der Zucker ausging, und man sich zuletzt mit einem Kaffeepunsch begnügen mußte, der aus Cichorie gekocht, mit Syrup gesüßt und mit Branntwein vermischt war.

Es war im ganzen eine schlimme, zügellose Bande, in die Erik hineingeraten war; aber Menschen mit einer so unverwüßlichen Lebenskraft konnten sich in zivilisirteren Vergnügungen kaum genügend Lust schaffen, auch trug der unerschöpfliche Humor, den sie besaßen, sowie ihre breite, urwüchsige Gemüthlichkeit nicht wenig zur Milderung der Rohheit bei. Wäre Erik's Talent dem eines Brower oder Ostade verwandt gewesen, so würde diese auserlesene Sammlung von Zechgenossen eine wahre Goldgrube für ihn geworden sein; so aber, wie die Sachen lagen, hatte auch er keine weitere Ausbeute als die andern, sie vergnügten sich alle vortrefflich, ja nur zu gut, denn bald ward dies wilde Leben ihm ganz unentbehrlich und nahm nach und nach seine ganze Zeit in Anspruch. Wenn er sich auch hin und wieder seiner Unthätigkeit wegen Vorwürfe machte und sich ernstlich sagte, daß dieser Zustand ein Ende haben müsse, so trieben ihn doch die Leere und die Ohnmacht, die er jedesmal empfand, wenn er zu arbeiten versuchte, wieder und wieder zu dem alten Leben zurück.

Den Brief, den er an Niels geschrieben hatte, eines Tages, als seine ewige Unfruchtbarkeit, die nie ein Ende nehmen wollte, den Eindruck auf ihn gemacht hatte, als sei sie ein zehrendes Fieber, das sein Talent ergriffen habe, diesen Brief bereute er, sobald er abgeschickt war, und er hoffte, Niels würde seine Klagen in das eine Ohr hinein- und aus dem andern wieder herausgehen lassen.

Niels jedoch kam, der wandernde Ritter der Freundschaft in höchstgeigner Person, und ihm wurde denn auch jene halb abweisende, halb mitleidige Bewillkommung zuteil, die wandernde Ritter stets von denen erhalten, um deretwillen sie die Rosinante aus dem warmen Stall gezogen haben.

Da Niels jedoch vorsichtig war und wartete, thautte Erik bald auf, und die alte Vertraulichkeit zwischen ihnen erwachte zu neuem Leben. Und Erik

empfund ein Bedürfnis, sich auszusprechen, zu klagen und zu bekennen, es war fast ein physisches Bedürfnis, das er empfand.

Eines Abends — es war längst über die Schlafengehenszeit hinaus, und Jennimore hatte sich bereits zur Ruhe begeben — saßen die beiden bei ihrem Glase Grog in dem dunkeln Wohnzimmer. Nur das Glimmen ihrer Zigarren zeigte, wo sie waren, und hin und wieder, wenn Niels sich ganz in seinen Stuhl zurücklehnte, hob sich sein aufwärtsstarrendes Profil ganz schwarz gegen das dunkle Fenster ab. Sie hatten ziemlich viel getrunken, besonders Erik, während sie von alten Tagen auf Lönborggaard sprachen, von jenen Zeiten, da sie noch Knaben waren. Jetzt war durch Jennimores Weggehen eine Pause entstanden, die scheinbar keiner von ihnen gern unterbrechen wollte, denn die Gedanken in ihnen rollten so angenehm weich, während sie träumerisch dem Blute lauschten, das, warm von dem aufsteigenden Rausch, vor ihren Ohren sang.

Wie einfältig ist man doch mit zwanzig Jahren! ertönte schließlich Eriks Stimme. Gott mag wissen, was man eigentlich erwartete und wie man es sich nur in den Kopf hatte setzen können, daß so etwas möglich sei! Wir nannten die Dinge ja freilich bei ihren rechten Namen, aber das, was wir darunter verstanden, lag doch völlig außerhalb eines Vergleichs mit dem zahmen Gottesseggen, der uns zu teil geworden ist. Es ist im Grunde nicht viel am Leben, meinst du nicht auch?

Ach, ich weiß nicht recht, ich lasse es so gehen, wie es gehen will. Im allgemeinen lebt man ja nicht so weiter. Den größten Teil der Zeit existirt man nur. Wenn man das Leben wie einen ganzen, großen, appetitlichen Kuchen bekommen könnte, und wenn man dann einhauen könnte! Aber so bissenweise! — das ist nicht ergötzlich —

Sag mir einmal, Niels — man kommt eigentlich nur mit dir dazu, über so wunderbare Dinge zu reden —, aber ich weiß nicht, es geht so gut mit dir. Sag einmal — hast du auch noch etwas in deinem Glase? Gut! — hast du wohl jemals über den Tod nachgedacht?

Ich? — Ach ja — und du?

Ich meine nicht bei Beerdigungen oder wenn man krank ist, nein, im Gegenteil, gerade wenn man sich am allerwohlsten fühlt, dann kann es oft so über mich kommen, gleichsam wie eine — ja, wie eine Verzweiflung. Ich sitze da und grüble und kann nicht das Geringste zu stande bringen, ja es ist mir völlig unmöglich, und dann fühle ich, wie die Zeit mir entgleitet, Stunden, Wochen, Monate! Ohne Inhalt fliehen sie an mir vorüber, und ich kann sie nicht mit meiner Arbeit an den Fleck nageln. Ich weiß nicht, ob du verstehst, was ich meine, es ist ja nur so ein Gefühl von mir, aber ich möchte die Zeit aufhalten können durch etwas, was ich ausgerichtet hätte. Siehst du, wenn ich ein Bild male, so bleibt die Zeit, während deren ich es male, stets mein Eigentum, oder ich habe wenigstens etwas davon, sie ist nicht vorüber, weil sie

entschwunden ist. Ich kann ganz krank werden, wenn ich daran denke, wie die Tage dahin gehen, unaufhaltfam. Und ich habe nichts oder ich kann nicht dazu gelangen. Es ist eine Angst, ich kann so rasend werden, daß ich im Zimmer auf- und abgehen und ganz Unsinniges vor mich hinsingen muß, nur um nicht vor lauter Wut zu weinen, und dann bin ich nahe daran, den Verstand zu verlieren, wenn ich innehalte und daran denke, daß die Zeit inzwischen weitergeschritten ist und daß sie weiterschreitet, während ich denke, weiter und immer weiter. Es giebt nichts so Elendes, als Künstler zu sein; hier stehe ich, kräftig und gesund; ich kann sehen, mein Blut ist warm und reich, mein Herz schlägt, ich bin bei vollem Verstande und ich will arbeiten. Aber trotz alledem kann ich nicht, ich kämpfe und greife nach etwas Unsichtbarem, das sich nicht greifen läßt, zu dem mir keine Anstrengungen verhelfen können, und wenn ich arbeiten wollte, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorpritzte. Was soll man thun, um eine Eingebung zu erlangen, eine Idee? Ich kann mich zusammennehmen, soviel als ich will, ich kann mich bemühen, zu thun, als sei nichts geschehen, kann ausgehen und mich umsehen, ohne zu suchen, aber nein! Niemals, niemals auch nur das Geringste, nur das Gefühl, daß jetzt die Zeit da draußen in der Ewigkeit mitten im Leben steht und die Stunden an sich zieht, sodas sie vorüberfliegen ohne Aufenthalt, zwölf weiße und zwölf schwarze ohne Aufenthalt. Was soll ich nur thun, es muß doch etwas geben, was man thun kann, wenn es so mit einem steht, ich kann doch nicht der erste sein, dem es so ergeht? Weißt du nicht etwa ein Mittel dagegen?

Du mußt reisen!

Nein, nur das nicht! Wie kommst du auf den Gedanken? Du glaubst doch nicht, daß es aus sei mit mir?

Daß es mit dir aus sei? Nein! Aber ich meinte, die neuen Eindrücke —

Die neuen Eindrücke! Das ist es ja gerade! Hast du niemals von Leuten gehört, die vollauf Talent besaßen, so lange sie in ihrer ersten Jugend standen, so lange sie frisch waren, voller Hoffnungen und Pläne, aber dann, als sich das verlor, war auch ihr Talent weg und kehrte nie wieder zurück.

Er schwieg lange.

Die reisten, Niels, um neue Eindrücke zu sammeln. Das war wenigstens ihre fixe Idee. Aber der Süden, der Orient, es war alles vergebens, es glitt spurlos an ihnen vorüber wie an einem Spiegel. Ich habe ihre Gräber in Rom gesehen. Wenigstens die von zweien, aber es giebt viele — unendlich viele. Der eine verlor seinen Verstand.

Ich habe das bis jetzt niemals von Malern gehört.

Freilich! Was glaubst du wohl, was es sein kann? Ein heimlicher Nerv, der zerstört ist? Oder trägt man etwa selbst die Schuld daran? Etwas, dem man treulos geworden ist, ein Unrecht, das man begangen hat? Eine Seele ist ein gar gebrechliches Ding, und niemand weiß, wie lange so

eine Seele in dem Körper wohnt. Man sollte gut gegen sich selber sein. Nun — und seine Stimme wurde leise und weich — ich habe auch zuweilen diese Sehnsucht — zu reisen, weil ich mich so leer fühle; ich sehne mich oft in einer Weise, von der du dir keine Vorstellung machen kannst, aber es ist mir, als dürfte ich den Versuch nicht wagen; denn, setze einmal den Fall, daß es nichts hätte und daß ich einer von denen wäre, von denen ich dir vorhin erzählte — was dann? Denke dir, wenn ich der nackten Gewißheit gegenüberstünde, daß es mit mir aus wäre, daß ich nicht das Geringste besäße, daß ich nichts, gar nichts könnte, denke dir — nichts zu können: ein Lump zu sein, ein Krüppel, ein elender Kapphahn. Was sollte nur aus mir werden? Sage mir das doch! Und siehst du, so ganz unmöglich wäre es doch nicht; die erste Jugend ist vorüber, von Illusionen und allem, was dahin gehört, ist — bei Gott — nicht viel übrig geblieben. Es ist merkwürdig, wie viel man davon verbrauchen kann, und ich habe doch niemals zu den Leuten gehört, die sich freuen, ihre Illusionen loszuwerden, mit mir war es nicht so wie mit euch andern, die ihr bei Frau Boye verkehrtet; ihr waret gar zu geschäftig, euch die Schmuckfedern auszurupfen, und je kahler ihr wurdet, je übermütiger waret ihr. Aber im Grunde bleibt es sich ja völlig gleich, einmal muß man doch seine Federn hergeben.

Sie schwiegen. Die Luft war bitter von dem Tabakrauch, widerlich von Cognac, und sie seufzten tief auf wegen des Dualmes, der da drinnen herrschte, und dann, weil das Herz ihnen beiden so schwer war.

Da saß nun Niels, der sechzig Meilen gereist war, um zu helfen, da saß er und mußte sich vor dem kältern Teil in seiner Natur schämen. Denn was konnte er nur thun, wenn es schließlich drauf ankam? Sollte er anfangen, malerisch mit Erik zu sprechen, sollte er viele Worte machen, mit Purpur und Ultramarin, triefend von Licht und in Schatten getaucht? Damals, als er reiste, hatte ihm ein ähnlicher Traum vorgeschwebt. Wie war es doch lächerlich! Helfen! Man kann ihm ja bei seinen Schöpfungen nicht mehr helfen, als man ihm, wenn er gelähmt wäre, dazu verhelfen könnte, den kleinen Finger von selber aufzuheben. Und wenn man noch so voll von Herz und Mitgefühl und Opferfreudigkeit und allem wäre, was edel und hochherzig ist. Vor seiner eignen Thür kehren, das sollte man, das wäre gesund und nützlich! Leichter war es ja natürlich, ein Gefühlsmensch zu sein, ins Blaue hinein bis hoch hinauf in den höchsten Himmel. Wenn es nur nicht so grenzenlos unpraktisch, so betrübend zwecklos gewesen wäre! Für sich selber sorgen, und zwar gründlich für sich sorgen, davon wurde man zwar nicht selig, aber man brauchte auch vor niemand die Augen niederzuschlagen, weder vor Gott noch vor den Menschen.

Niels hatte vollauf Gelegenheit, mißmutige Betrachtungen über die Ohnmacht des guten Herzens anzustellen, denn der ganze Nutzen, den er stiftete, bestand darin, daß er ungefähr einen Monat lang Erik mehr an das Haus

fesselte. Er hatte indessen keine Lust, gerade in der wärmsten Zeit wieder nach Kopenhagen zurückzukehren, aber er wollte auch nicht so bis ins Unendliche der Gast seiner Freunde sein; deshalb mietete er sich bei einer Familie auf der andern Seite der Meeresbücht ein, nahe genug, um in einer Viertelstunde nach Marianenlund hinübereudern zu können. Warum sollte er nicht ebenso gut hier sein als anderwärts? Er hatte sich hier an die Gegend gewöhnt, und er gehörte zu den Menschen, auf die ihre Umgebung leicht Einfluß gewinnt; und dann hatte er seinen Freund hier und seine Cousine Jennimore; das waren Gründe genug, zumal da es in der weiten Welt nicht eine Menschenseele gab, die auf ihn wartete.

(Fortsetzung folgt.)



## Kleinere Mitteilungen.

Wolfmenschen in Englisch-Indien. Im Jahre 1888 habe ich die in demselben Jahre unter dem Titel *Homo sapiens ferus* L. erschienene Schrift Raubers in dieser Zeitschrift besprochen. Diese Schrift enthielt einen teilweise ausführlichen geschichtlichen Nachweis über sechzehn in dem Zeitraume von 1340 bis 1800 bekannt gewordene verwilderte Jungen, von welchen schon Linné neun aufgeführt hatte. In der Schlußbetrachtung über diese Wildlinge gedachte ich, nicht ohne meinem Bedauern herbe Worte zu leihen, der zweifelnd wegwerfenden Beurteilung, die diese hochinteressante Erscheinung bei drei hervorragenden Naturwissenschaftlern, bei Blumenbach, Schreber und Rudolphi, gefunden hat. Heute bin ich in der glücklichen Lage, über ähnliche Vorkommnisse unsrer Tage berichten zu können, die ein beglaubigendes Licht auf jene ältern Fälle werfen und den oberflächlichen Zweifel jener Gelehrten beschämen. Sie stammen aus Englisch-Indien, und ich verdanke sie der Güte des Herrn Dr. G. Wildermuth, des ärztlichen Vorstandes der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinige in Stetten (Württemberg). Es ist eine von einer deutschen Dame in dem Waisenhause des Missionars Wolf in Sekundra herrührende schriftliche Nachricht, die mir zur unbedingten Verfügung gestellt wurde und genau wiedergegeben folgendermaßen lautet:

„In der Nähe des Flusses Jumna, etwa eine Stunde von Jumna Dekundra, dem Missionsitz, wird die Ebene durch wilde Schluchten unterbrochen, die in der Regenzeit durch das Wasser entstanden sind. Einst kam ein Polizist dieses Weges und entdeckte in einer der Schluchten eine Wolfshöhle, welche sofort von den herbeigerufenen Kameraden ausgeräuchert wurde. Nicht lange, nachdem ein Feuer vor der Höhle angezündet worden war, kam eine Schaar junger Wölfe heraus und mitten unter ihnen ein Knabe von 6 bis 7 Jahren. Bedeckt mit Brandwunden, wurde er 1874 nach Dekundra zum Missionar Wolf gebracht. Man nahm an, daß ihn eine säugende Wölfin als kleines Kind fortgeschleppt habe. Werden doch in dieser Gegend Hunderte (!) von kleinen Kindern von Wölfen zerrissen, was den Tieren dadurch erleichtert wird, daß die Erwachsenen im Freien schlafen.

Grenzboten III. 1888.